Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 27 (2020)
Heft: 306

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Baufieber statt Coronablues: Im Rümpeltum wird fleissig gewerkelt. Baustellenbesuch in St.Fiden. Von Roman Hertler 54

Textilkultur revisited: In Arbon spannen innovative Kunstschaffende und Textilfirmen zusammen. Von Nina Keel 56

***Radost* und Hekto Super:** Neues vom Rapperswiler Autor und Musiker Frédéric Zwicker. Von Peter Surber 58

(Aus)gewandert nach Georgien: Ruth Wilis Tagebuch ihrer Fussreise ans Schwarze Meer. Von Peter Surber 60

Macht und Stimme: Sängerin Mona Somm über Mobbing am Theater und ihr Projekt *Play Schubert*. Von Dieter Langhart 62

Kinder auf der Flucht: Ein neues Buch erzählt Fluchtgeschichten aus hundert Jahren. Von Eva Bachmann 64

Die lächerliche Finsternis: Das Theater St.Gallen erkundet mit Wolfram Lotz' Stück Un-Möglichkeitsräume. Von Peter Surber 65

Parcours: Nachtkälber und Wolkenpferde, der stumme Jakov, melancholische Virtuosen und belarussische Protest-Fotografinnen 66

Baufieber statt Coronablues

Das Rümpeltum ist in St.Fiden angekommen. Ob der Umzug in einen alten SBB-Schuppen je klappt, war lange ungewiss. Mittlerweile wird fleissig renoviert. Ein Baustellenbesuch. Von Roman Hertler

Das neue Rümpeltum am Rand des Bach-Areals. (Bilder: Tine Edel)

Gegen Mittag lichten sich am Bahnhof St.Fiden die Nebel und ziehen sich Richtung Bodensee zurück, bevor sie sich nächtens wieder über die Gallenstadt legen. Ein aus groben Schwarten genagelter Zaun grenzt den Kiesvorplatz ein, die Front des Holzbaus ist bemalt, beschriftet und mit Transparenten behängt. Es ist die neue Heimat des Rümpeltums, das bis im Shutdownfrühling provisorisch am Magniberg residierte, nachdem es vor zwei Jahren an der Haldenstrasse einem Neubau weichen musste. Am nordöstlichen Zipfel des Bahnhofgeländes steht der alte Löschschuppen der SBB. Behördlicher Arealentwicklung und Gentrifizierung trotzend. Sicherlich für die nächsten paar Jahre.

Der Umzug hierhin war früher geplant, die städtische Liegenschaftenverwaltung hat das seit längerem leerstehende Holzgebäude für eine Zwischennutzung durch das Rümpeltum vorgesehen. Doch die SBB hatten die Wasserleitungen zum Gebäude gekappt. Aus eigener finanzieller Kraft hätten die Rümpler sie nicht wieder instand stellen können. Das hat die Stadt mittlerweile übernommen. Von der Stadtsäge gab es ausserdem einen 2000-Franken-Gutschein. Aber auch so bleibt die Installation der Infrastruktur und die feuerpolizeiliche und lärmschutztechnische Sanierung ein grosser Lupf für den Verein.

Pünktlich zum Pressetermin sitzt das Gros des Betriebsgruppe versammelt im hell verglasten Vorraum auf alten Sofas und dreht Zigaretten. Samuel, Andrea, Till, Seth, Michi, Kaspar, Aliki. Später stossen noch zwei dazu. Hierarchien gibt es seit je höchstens statutarisch. Alle packen mit an bei den Bauarbeiten, die sie mittlerweile seit gut einem Jahr beschäftigen.

Bühne, Bar und Billiardtisch

Die Zwischennutzung am Magniberg, wo dereinst die HSG ihren Innenstadt-Campus errichten will, blieb immer eine Notlösung, muffig, teure Heizung – nicht viel mehr als ein ringhöriger Pavillon. Umbauten hätten sich nicht gelohnt. Allein der Brandschutz wäre unverhältnismässig teuer geworden.

Brandschutz ist auch jetzt ein Thema. An der Front des Gebäudes ist bereits eine Fluchttür eingebaut, mittlerweile aber wieder mit Holz abgedeckt worden, weil die Stadt es doch anders haben wollte. Dutzende Vorschriften müssen eingehalten werden, neue kommen dazu, Missverständnisse da und dort sind vorprogrammiert. Aber grundsätzlich sei der Draht zur Liegenschaftenverwaltung, allgemein zur Stadt, sehr gut, betont die Gruppe.

Beim Rundgang durchs Gebäude wird rasch ersichtlich, dass noch einiges zu tun bleibt, aber auch, was alles schon geleistet wurde. Die Bühne steht, ebenso die Bar. Einige Wandstücke sind bereits gemalt. An einer Aussenwand wurde – leihweise – eine Kletterwand montiert. Die Decke des hinte-

Noch ist der kulturelle und soziale Freiraum vor allem eine Baustelle.

ren Raums, wo Billardtisch und Töggelikasten hinkommen sollen, wurde mit runden Blechteilen abgedeckt. Der Raum steht zum kleineren Teil auf Boden der Bundesbahnen, die dereinst auf die Idee kommen könnten, diesen für ein weiteres Abstellgleis zu beanspruchen. Der Raum müsste diagonal durchtrennt und die Südecke des Gebäudes abgerissen werden. Daran will man jetzt aber nicht denken.

Im oberen Stock, der von innen wie von aussen über eine neu angebrachte, massive Brandschutztreppe zugänglich ist, sind der Backstage-Bereich und ein separates Klo untergebracht. An Seilen hängt eine Schaukel von der Decke. Im zweiten Raum stapeln sich Barhocker und wohl auch einiges an Gerümpel, das irgendwann gebraucht wird, oder auch nicht.

Studio, Werkstatt, Druckatelier

Der Vorplatz grenzt an das Gebiet, auf dem der Verein Areal Bach seine grüne Begegnungszone einrichten will. Den länglichen Schuppen neben dem neuen Rümp teilen sich die beiden Vereine. Das Rümpeltum hat dort ein Musikstudio eingerichtet. Hinzu kommen bald eine öffentlich zugängliche Werkstatt sowie ein Druckereiatelier. Hier sollen Workshops, Bastel-, vielleicht Batikkurse für alle Altersgruppen stattfinden. Neben der Kletterwand entsteht ein kleiner Spielplatz. Das Rümp wird familienfreundlicher.

Kernstück bleibt aber der alternative und konsumzwangbefreite Bar- und Konzertbetrieb. Wann er aufgenommen wird, lässt die Gruppe offen. Sicher nicht mehr in diesem Jahr, finden die einen; erste Hälfte 2021, finden andere. Sicher scheint nichts in diesen Coronatagen. Gewiss ist nur, dass die Vereinsmittel, die in den vergangenen Jahren vorausschauend angespart wurden, langsam aber sicher dahinschmelzen. Ab Dezember bezahlen sie der Stadt nicht mehr nur die halbe, sondern die volle Miete, nur wenig mehr als damals an der Haldenstrasse. Dafür aber vorerst ohne Aussichten auf Lockerungen der Coronamassnahmen und auf einigermassen lebenserhaltende Einnahmequellen.

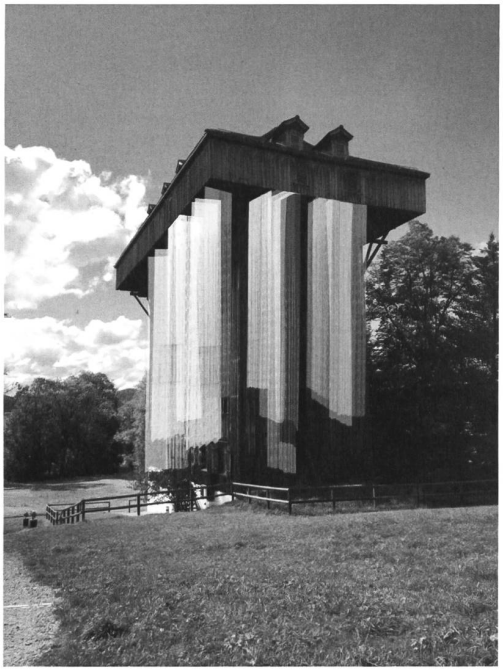
Entmutigen lässt sich die Betriebsgruppe davon nicht im Geringsten. Materiellen Fragen gegenüber schon immer einigermassen resilient, sägt, schraubt, hämmert und malt das Kollektiv unbeirrt weiter an einem der letzten kulturellen und sozialen Freiräume der Stadt.

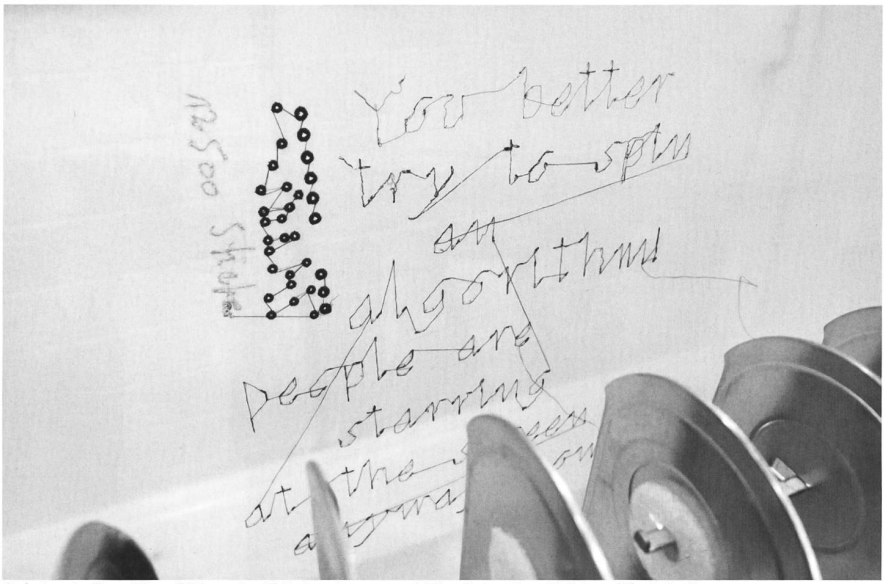
rumpeltum.ch

Spenden an den Verein für Freiraum Rümpeltum: CH42 0900 0000 9074 6872 8

Textilkultur revisited

Seit September arbeiten in Arbon die ersten Residents des Kulturförderprogramms TaDA (Textile and Design Alliance), das die Textilfirmen der Ostschweiz und zeitgenössisches Kunstschaffen verbindet. Von Nina Keel





Stéphanie Baechler: Skizze des Tröckneturms und *The Fates Are Talking, Work in Progress @Saurer,* Stickerei.

Mit dem St.Galler Tröckneturm beginnt unser Gespräch auf dem ehemaligen Saurer-Areal in Arbon, wo die fünf derzeitigen Residents wohnen. Stéphanie Baechler, in Amsterdam lebende Künstlerin, spielte mit der Idee, Stoffreste diverser ansässiger Textilunternehmen zu Bahnen zu verbinden und aussen an den Turm zu hängen. Von weitem hätten Pailletten und neuste Stoffbeschichtungen geglitzert.

Die Inspiration lieferten historische Aufnahmen von Tröcknetürmen in Glarus. In ihrer Recherche zeigte sich, dass praktisch kein Bildmaterial aus dem Inneren des St.Galler Turms vorhanden ist. Für Baechler drängte es sich auf, den Turm wiederzubeleben und ein sichtbares Textil-Zeichen im öffentlichen Raum zu schaffen.

Funkelnder Tröckneturm

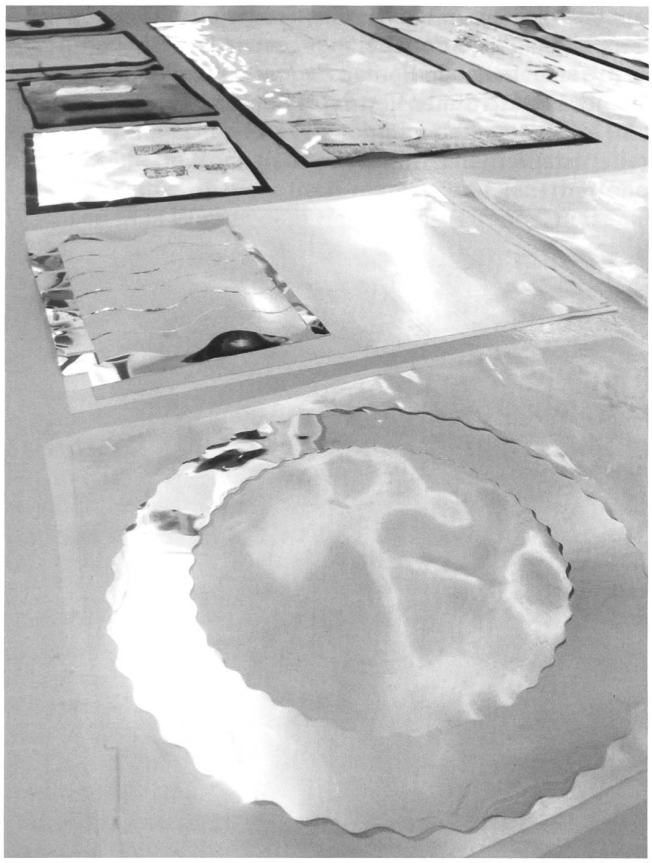
Mitgespielt hat auch eine persönliche Erfahrung: Die Künstlerin hat einen engen Bezug zu St.Gallen, mehrere Jahre war sie Textildesignerin bei der Jakob Schlaepfer AG. Schmunzelnd erzählt sie, wie sie edle Stoffe mitunter auf dem Firmenparkplatz getrocknet hätten.

Die Installation ist zurzeit nicht möglich, denn Schwalben bewohnen den Tröckneturm. Baechler hat ihre Idee aber noch nicht aufgegeben. Sie bleibt optimistisch, dass sie gemeinsam mit den Schwalben einen Weg finden wird, ihre bildstarke Installation zu einem späteren Zeitpunkt zu realisieren.

Das temporäre Werk wäre eine Bereicherung im erst kürzlich eröffneten Burgweier-Park: Es erzählt von Vergangenheit und Gegenwart der Textilbranche und bringt St.Gallen temporäre Kunst im öffentlichen Raum. Vorerst aber ist die Künstlerin bei TaDA-Partnerfirmen wie Saurer in Arbon, dem Folienspezialisten Lobra in Thal sowie in der Kunstgiesserei mit weiteren Arbeiten beschäftigt. Bis zu ihrem Wegzug nach Holland im Jahr 2011 für einen Mode-Master war Stéphanie Baechler regelmässig zu Besuch in der Stickerei von Daniel Rüdlinger in Balgach, der eng mit Schlaepfer zusammenarbeitete. Sie hatte damals die Idee, alte Punchkarten, also Lochkarten, auf denen das Stickdesign hinterlegt ist, zu vergrössern. Durch die Distanz zu Amsterdam wurde das Projekt nicht weiterverfolgt. 2016 wurde Schlaepfer an Forster Rohner verkauft. Aufgrund der neuen Eigentümer gab Rüdiger die Produktion auf. Die Maschinen stehen aber nach wie vor in der Fabrik in Balgach, wo sich zwischennutzend ein Filmemacher niedergelassen hat.

Zu Beginn ihres Arbon-Aufenthalts hat Baechler den Kontakt wiederaufgenommen, mit Rüdlinger und weiteren Stickern Interviews geführt. Ebenso hat sie sich Notizen gemacht, als die zwölf Partnerfirmen und -Institutionen den TaDA-Residents Einblicke gaben in ihre Tätigkeitsfelder. Dieses Textmaterial hat die Künstlerin in einen aktuellen Dialog zwischen den Moiren, den drei Schicksalsgöttinnen, überführt. Klotho, die in der griechischen Mythologie den Lebensfaden spinnt, spricht darin Sätze wie: «The machines are so loud, are they not going too fast? We are going to lose precision.» Oder: «But we have to make the carpet for the Saudi Prince and continue weaving history.»

Der Dialog liest sich als kritische Auseinandersetzung mit der heutigen, globalen Textilindustrie, wo in Unmengen oder für fragwürdige Auftraggeber produziert wird. Für Baechler aber stehen die menschlichen Schicksale im Fokus, «the tenderness of the workers» steht am Anfang des Texts. Sie zeigt auf, dass Textilproduktion letztlich immer Arbeit



Selina Reiterer und Oliver Maklott: *Work in Progress @Empa,* Silberbeschichtung

ist, die Menschen ausführen, und spricht sich aus für mehr Umsicht und Menschlichkeit.

Das Atelier in der Produktionsstätte

Stéphanie Baechler, die europaweit schon einige Residencies absolviert hat, bezeichnet TaDA als ihre Traum-Residency – sie kommt mit einer Fülle an Handwerkstechniken in Kontakt. Während der Residency lernte Baechler selbst punchen und ist gegenwärtig bei Saurer ihren Dialog am Sticken. Gleichzeitig entstehen in der Kunstgiesserei Rahmen aus Aluminium in Form von abstrakten Sprechblasen, auf welche die Künstlerin den Dialog spannen wird.

Programmleiterin Marianne Burki hebt, angesprochen auf das Einzigartige von TaDA, Ähnliches hervor wie Baechler: «TaDA ist eine Produktions- und Forschungsresidenz, die Kulturschaffende aus allen Disziplinen in einen ganz konkreten Produktionszusammenhang bringt.» Die internationalen Residents hätten einen klaren Fokus auf dem Textilen und Design im Sinne von Gestaltgebung und sie würden gesellschaftlich relevante Themen verhandeln.

Burki betont den engen Austausch mit Textilfirmen der Region, darunter sind die Plattstichweberei Brubo in Speicher oder Tisca in Bühler, die smarte Teppichböden produziert. Die Partnerfirmen stellen Wissen und Maschinen zur Verfügung, im Gegenzug erhalten sie durch die Residents neue Perspektiven auf ihre Tätigkeiten. «Im Machen entsteht ein Dialog zwischen zwei unterschiedlichen Fachleuten – und Fragen tun sich auf. Neue Lösungen werden überprüft, was auch kleine Schritte, die zu etwas Anderem, vielleicht Unerwartetem führen, ermöglicht», beschreibt Burki die Motivation der Unternehmungen.

ada-residency.ch

Silberfäden aus der Empa

Die Vorarlberger Kunstschaffenden Selina Reiterer und Oliver Maklott haben sich die Empa als Partner ausgesucht. Das Forschungsinstitut sticht international mit seiner Grundlagenforschung zu smarten Materialien hervor – und gab dem Duo den Anstoss, sich für die Residency zu bewerben. Reiterer & Maklott befassen sich mit optischen und klanglichen Phänomenen und sind stets auf der Suche nach leitfähigen Materialien, die im künstlerischen Kontext verwendet werden können. In der Empa experimentieren sie mit Plasmacoating, einem Prozess, bei dem ein Gewebe im Vakuum mit einer Schicht eines anderen Materials versehen wird. In ihrem Fall sind es zwei ultradünne Stoffbahnen in schwarz und weiss des Präzisionsgewebe-Herstellers Sefar in Thal, die mit Silber beschichtet werden.

Basierend auf Schablonen, welche die Lobra für das Duo zugeschnitten hat, werden wellenartige Säulen auf das Textil aufgetragen. Die schimmernden Silberfäden reagieren auf Berührung, zentral ist dabei die elektrische Leitfähigkeit des Silbers. Die Installation ist so programmiert, dass Berührungen artifizielle Klänge auslösen. Wenn die letzten Produktionsschritte klappen wie geplant, sollte die gesamte Technik in Handweberei verschwinden und ein magisches Kunstwerk entstehen – oder sicher eines, das man nicht gleich durchschaut.

TaDA ist eine gemeinsame Initiative der Kantone St.Gallen, Appenzell Ausserrhoden und Thurgau. Das Förderprojekt bringt zweimal jährlich hochstehendes Kulturschaffen in die Ostschweiz, trägt zur Sichtbarkeit der innovativen Textilfirmen bei, verknüpft die beiden miteinander und tritt mit der Gesellschaft in Austausch. Im Dezember hätten die Residents ihre entstandenen Arbeiten in der Kunsthalle Arbon gezeigt, was nun Pandemie-bedingt verschoben ist. Erste Einblicke in die Prozesse der letzten Monate gibt es am 4. Dezember online.

Radeln und rudern

Der Rapperswiler Autor und Musiker Frédéric Zwicker kommt 2020 doppelt auf die (coronabedingt gesperrten) Bühnen zurück: mit seinem neuen Roman *Radost* und mit einer neuen Band namens Hekto Super. Von Peter Surber

Frédéric Zwicker (rechts) und Hekto Super: Kleine Männer ganz gross (Bild: pd)

Zehn Songs sind mehr oder weniger fertig. Einen kann man bereits hören und, dank dazugehörigem Video, auch sehen: *Kleine Männer*, eine Abrechnung mit kleingewachsenen Autokraten und deren übergrossem Ego. Releasedatum war, getimt auf die US-(Ab-)Wahl, der 3. November. Circa im Monatsabstand sollen die weiteren Songs online an die Öffentlichkeit kommen, sagt Texter und Bandleader Frédéric Zwicker. Eine Notlösung, denn: «Auftreten ist zurzeit nicht denkbar.» Auch das Proben sei schwierig, Singen gilt bekanntlich als Virenschleuder. «Aber wir hoffen natürlich, irgendwann wieder Konzerte geben zu können.»

Zwicker ist mit seinen Projekten, wie so viele, in den faulen Corona-Rank geraten. Zum einen die neue Band Hekto Super, zum andern sein zweiter Roman, *Radost*: Beiden fehlt die Möglichkeit, zum Start mediale Aufmerksamkeit zu bekommen. Und entsprechend bleiben die Einnahmen aus. Drei Jahre Arbeit für den Roman, anderthalb Jahre Songwriting, Proben und Feilen mit der Band: Das sei ein Aufwand, den niemand bezahle und den Lesungen, Buchverkäufe, Konzerte etc. rückwirkend mitfinanzieren sollten – «aber im Moment gibt es keine Engagements, alle warten ab.»

Zwicker und seine Band wollen jedoch nicht warten. «Mit den Videoclips haben wir einen Ausweg gefunden, dennoch zu produzieren und auf uns aufmerksam zu machen.» Mit bisher mässiger Resonanz von Seiten der Radiostationen – obwohl es nie so dringlich wie jetzt wäre, einheimische Bands zu fördern, kritisiert Zwicker. Und Konzerte? Die lägen zwar theoretisch noch drin, vor 50 Gästen. «Im Sommer haben wir noch gespielt, aber jetzt ist es uns unwohl dabei. Beim Spielen muss man sich frei fühlen, Spass haben, aus sich herausgehen: All das geht gegenwärtig nicht.»

Bücher kann man wenigstens lesen, daheim im stillen Kämmerlein. Aber auch im Literaturbetrieb sind Auftritte, Festivals usw. für die mediale Aufmerksamkeit nötig. Zwei Buchvernissagen und eine Handvoll Lesungen mit *Radost* fanden noch statt im Frühherbst. Jetzt ist wieder Funkstille.

Einer, der mit Fernsehern um sich schmeisst

Vier Jahre nach seinem erfolgreichen Debütroman über Demenz, *Hier können Sie im Kreis gehen*, begibt sich Zwicker erneut in pathologische Regionen: Sein Zweitling *Radost*

erzählt die Geschichte eines Mannes mit schizoaffektiver Störung. Ein Krankheitsbild, früher «manisch-depressiv» genannt und heute als bipolare Persönlichkeitsstörung bezeichnet, das wie geschaffen scheint für literarische Höhenflüge.

Die manischen Phasen nehmen denn auch viel Raum ein im Buch: Im Hoch (laut psychiatrischem Austrittsbericht: bei einer seiner «psychotisch-manischen Exazerbationen») wachsen Max Winter, dem Helden des Romans, Riesenkräfte, er tanzt und trinkt Nächte durch, schläft kaum, zertrümmert Scheiben, geht auf Polizisten los oder wirft mit Vorliebe Fernseher aus den Stuben. Seine laut Bericht «verbale und sexuelle Enthemmung mit bedeutendem Fremdgefährdungspotential» bringt ihn regelmässig hinter Gitter und in die Psychiatrie. Und einmal beinah ins Grab. In Sansibar, wo das Buch seinen Anfang und sein Ende hat, gibt sich Max in grotesker Selbstüberschätzung als «weisser Massai» aus und wird von Einheimischen nachts am Strand niedergestochen. Journalist Fabian, der ihn kurz zuvor an der Bar kennengelernt hat, findet ihn blutend und rettet ihm das Leben.

Zur Erzählzeit des Buchs hat Max die Krankheit im Griff, dank Medikamenten und Therapie. Aber es bleiben blinde Flecken – vor allem der ungeklärte Überfall auf Sansibar. Um ihnen auf die Spur zu kommen, soll Fabian Max Winters Biografie schreiben. Der gescheiterte Lokaljournalist, antriebsarm und ohne Perspektive, stürzt sich in die Recherche und reist Winter nach an die Schauplätze seines Lebens: von Rapperswil nach Sansibar und nach Zagreb, wo Max mehrere Jahre gelebt hat und wo Fabian hofft, «handfesten Hinweisen» auf die Spur zu kommen.

Die Annäherung an ein fremdes Leben wird mehr und mehr zur Erprobung der eigenen Existenz. Fabian setzt sich wie Max damals aufs Velo und trampelt aus der Schweiz nach Zagreb. Nach Bozen, bei lausigem Wetter in den engen Tälern, mit schmerzendem Hintern und schlotternd vor Kälte, überkommt ihn eine Ahnung, wie es sich als «Mad Max» angefühlt haben muss. Er fängt an, um seine geistige Gesundheit zu fürchten, sieht Max hinter und vor sich fahren, führt Selbstgespräche oder überdrehte Dialoge mit den Jesusfiguren entlang der Strasse, schimpft auf die Drava, der er folgt: «Bald sehe ich sie im einen oder anderen Augenwinkel lautlos grinsen, erkenne beim genaueren Hinsehen einen höhnischen Aufmarsch von Abermilliarden Tropfen, die mit jeder Sekunde mehr werden, weil Nachschub unerschöpflich aus adipösen Wolken fällt, mir auf Helm, Arme, Knie und Rücken trommelt, in meinem Weg Pfützen bildet und sich mit dem Fluss zum gigantischen Ungewässer vereinigt, das mir als träge dahinfliessende, stetig anschwellende, abermilliardenfache Zumutung immer frecher ins Gesicht lacht.»

In Szenen wie dieser blitzt Zwickers Fabulierlust auf. So wie ein andermal, wenn er Max in Zagreb über die Schweiz herziehen lässt: «diese engstirnige, ängstliche, selbstgefällige Konservierungsfabrik … wo das Blut staubförmig durch die Adern rieselte».

Mal starke, mal vage Bilder einer Krankheit

«Komme ich Max vielleicht näher, als mir lieb sein kann», fragt sich Fabian einmal, nach einer in der Kultbar «Krivi Put» mit irgendeiner Željka durchtanzten Nacht samt «Nachgeschmack von Kontrollverlust». Ganz nah kommt das Buch Max jedoch nicht. Die manischen Phasen geben eher humoristische als existenzielle Anekdoten her, bis zu den Bosnien-Witzen, die Max unablässig erzählt, mit Vorliebe nationalistische und sexistische Mujo-Witze der Kategorie «geschmacklos». Die Ursachen der Max'schen Störung sind zwar benannt – eine familiäre Disposition, übermässiger Drogenkonsum, aufwühlende Ereignisse, die eine «Episode» auslösen usw. Aber sie bleiben weitgehend nacherzählt, als Teil des Recherchematerials von Fabian.

So kommen vage Sätze ins Buch wie: «In dieser Zeit machte er sich viele Gedanken.» Oder: «Dann kriegte ihn aber doch die Kosinuskurve wieder, und er rutschte ab.» Dazwischen wieder starke Bilder: Das Symbol der «Drehtür» zwischen manischen und depressiven Phasen. Die Scherben, die trotz medikamentöser Behandlung «teilweise noch herumliegen und an denen er sich ab und zu die Füsse blutig schneidet». Oder Max der Bär: «Vor vier Jahren hat er eingewilligt, sich seine Zähne und Krallen ziehen, sich zähmen und an die Kette legen zu lassen. Ist er jetzt ein Zirkusbär? Jedenfalls hält er das andere Ende der Kette in der eigenen Hand.»

Die Krisensymptome einer bipolaren Erkrankung hat der deutsche Autor Thomas Melle im Theaterstück *Versetzung* (in St.Gallen 2019 aufgeführt) und im Roman *Die Welt im Rücken* unübertrefflich beschrieben. Er schildert dort die «Verschwörung der Zeichen», wenn der Manische alles, was in der Welt geschieht, im Wahn ausnahmslos auf sich selber bezieht, und den «zerstörerischen Krieg» zweier Ungeheuer, die in ihm toben: Manie und Depression.

Kein fairer Vergleich zwar, weil Melle selber von der Krankheit betroffen ist und sein Text verstörend authentisch ist. In Zwickers Roman sind die «Abgründe» zu ahnen, sie gefährden aber den eher gemächlichen Erzählton kaum je. Und je feuchtfröhlicher Zwicker mit Fabian in Zagrebs Nachtleben eintaucht, desto mehr rückt Max in den Hintergrund. Dem Krankheitsbild der bipolaren Störung bleibt das Buch einiges schuldig.

Supermänner mit Selbstironie

Radost, der Buchtitel, meint im Doppelsinn Fabians Radtour gen Osten und das kroatische Wort für «Freude». Schon Zwickers Vorgängerband Knuts Koffer hatte vor drei Jahren mit ihrem fünften Album ausschliesslich Songs in einer Art Nonsense-Kroatisch herausgebracht – ein Versuch, sagt Zwicker, stärker von den Texten weg und zur Musik hin zu kommen.

Mit Hekto Super geht er jetzt noch einen Schritt weiter. Hier ist zwar Hochdeutsch die Standardsprache, und die Texte sind eingängig – aber sie sollen weniger als früher im Zentrum stehen. Wichtiger und komplexer geworden ist die Musik; anspruchsvoll arrangiert, weniger klamaukig, eigenständiger. «Erwachsener», sagt Zwicker. Der neue Bandname soll dafür sorgen, dass die Songs «frei von jeglichen Assoziationen» angehört werden.

Mit dabei sind durchwegs Mitstreiter aus der Knut-Zeit: Christoph Bucher und die Gebrüder Florian und Tobias Vogler. Im Video zu *Kleine Männer* treten die vier grossmännisch mit Golfschläger und Caddie auf – daraus wird dann aber nur eine Partie Minigolf, und die Yacht, auf der gefeiert wird, ist auch bloss ein Ruderboot. Hekto Super meinen es ernst, aber nicht tierisch ernst. Im nächsten Leben, sinniert Zwicker in einem anderen Lied, möchte er gern eine Ente sein.

Hekto Super: *Kleine Männer*: youtube.com/watch?v=LuWePKxI20g

Frédéric Zwicker: *Radost*. Roman, Zytglogge Verlag Bern 2020, Fr. 33.90.

Im Sehnsuchtsland

(Aus)gewandert nach Georgien: **Ruth Wilis Tagebuch einer Fussreise von St.Gallen ans Schwarze Meer ist jetzt als Buch erschienen. Von Peter Surber**

Die alte Moschee in Akutsa. (Bilder: Ruth Wili)

Im Februar 2017 bricht sie auf, zu Fuss von St.Gallen, begleitet von ihrem Hund Homer und mit einem vagen Ziel: ein Haus in Georgien, das in ihren Träumen aufgetaucht ist. Ein Sehnsuchtsort. Ende Jahr will sie wieder zurück sein. Daraus werden schliesslich drei volle Jahre. Über ihre Wanderung und ihre Erlebnisse hat Ruth Wili jetzt ein Buch herausgebracht: *(Aus)gewandert nach Georgien*, im Untertitel: *Wie ich vom Bodensee ans Schwarze Meer ging und beinahe nicht mehr zurückfand*.

Die erste Hälfte der Geschichte, die Chronik ihrer Wanderung bis zur Ankunft in Georgien, hat Ruth Wili als Tagebuch in 32 Kapiteln für saiten.ch (unter dem Titel *Go all the way*) geschrieben. Für das Buch wurden sie leicht überarbeitet und ergänzt um einen zweiten Teil, der ihre Zeit in Georgien nacherzählt.

Eine zentrale Rolle nehmen dabei die Begegnungen mit den Menschen in Georgien und die wachsenden Freundschaften ein, insbesondere zu Salome und Nato und anderen Frauen im Dorf Keda, in dem sie «hängengeblieben» ist. Die andere Hauptrolle spielen die Hunde. Zu Homer kam bereits in Bulgarien ein zweiter Hund hinzu, ein schwarzer wilder Streuner namens Kerl Pluto. In Georgien vermehrt sich die Ruth'sche Koppel um Mimi und eine Reihe weiterer Hunde. Sie pflegt sie, versucht der Achtlosigkeit und Hilflosigkeit gegenüber streunenden Hunden ihre Vorstellungen von Tierbetreuung entgegenzusetzen, wird zur Anlaufstelle in Hundefragen – ein wesentlicher Grund dafür, dass sich ihr Aufenthalt verlängert hat.

Anschaulich schildert die Autorin, die zuvor als Inspizientin am Theater St.Gallen tätig war, die Freuden und Strapazen der Fusswanderung, die eindrückliche Gastfreundschaft an den meisten Stationen ihrer Reise – neben wenigen feindseligen Begegnungen – und, als eine Art Leitmotiv, den «Clash» der Kulturen und Werte, mit dem sie in den Ländern des Balkan und in Georgien selber konfrontiert ist.

Seit Mai ist Ruth Wili zurück in der Schweiz – was bleibt im Rückblick auf ihre Expedition?

Drei Jahre dauerte deine Fusswanderung und dein Aufenthalt in Georgien. Ursprünglich war bloss ein Jahr geplant. Wie geht es jetzt weiter?

Ruth Wili: Ich bin im Auswahlverfahren für eine Arbeitsstelle. Das ist noch im Gang, aber von mir her kann ich sagen: Ich weiss, was ich will.

Ist das unter anderem ein «Lerneffekt» aus der Georgien-Zeit: wo es ja oft darum gegangen ist, zu wissen, was richtig ist, was der nächste Schritt ist etc.

Georgien ist auf jeden Fall eine grosse Schule gewesen im Hinblick darauf, dem zu folgen, was der Bauch sagt.

Ruth Wili mit ihren Hunden in Georgien.

Jetzt sagt er: Ich bleibe fürs erste da in der Schweiz, um Geld zu verdienen, um Gelerntes hier einzubringen und ganz anzukommen. Aber es wird sicher nicht das letzte Mal gewesen sein, dass ich auf Reisen gehe.

Würdest du bei einem nächsten Mal etwas anders machen?
Ich würde, wenn ich wieder aufbreche, die Angelegenheiten hier im Land im Voraus besser regeln. Das war bei meiner Fusswanderung, die sich fortlaufend verändert und ausgedehnt hat, sehr aufwendig, Dinge von unterwegs zu organisieren, ein Aufwand, der manchmal im Nachhinein unnötig gewesen wäre. Beim Unterwegs-Sein geht es hingegen um die «Basics», um Essen, Schlafen und Gehen. Um das Mich-Einlassen auf das Dasein im Moment.

Das Haus in Georgien, das als Traum der Auslöser für die ganze Unternehmung gewesen ist, bleibt weiterhin ein Ziel?
Ich bin mir ziemlich sicher, wo dieses Haus steht, rund 40 Kilometer östlich des Orts Keda, in dem ich gelebt habe. Die Situation, die Architektur der Häuser, die Rhododendren – alles ist dort so wie in meinem Traum. Aber ich muss es nicht mehr suchen. Gerne würde ich hingegen die Wanderung Richtung Osten fortsetzen – Richtung Aserbeidschan, aber das ist im Moment undenkbar wegen des Konflikts um Nagornyj Karabach.

Was waren im Rückblick die einschneidendsten Erfahrungen in Georgien?
Ein entscheidender Punkt war das Erleben meiner eigenen Kraft – in jener Situation, als ein Mann übergriffig geworden ist. Die Erfahrung, aus dem Moment emotional reagieren zu können, nicht erst nachträglich, und damit mich auch durchzusetzen: Das war für mich persönlich sehr wichtig. Es ist nicht einfach, als Frau allein unterwegs zu sein in so patriarchal geprägten Kulturen. Ich bin in Georgien teils fast Abend für Abend irgendwohin eingeladen worden, oft in Männer-Trinkrunden – und musste lernen, zu- und abzusagen und mich damit auch unbeliebt zu machen. Grenzen ziehen als dauerhafte, aktive Arbeit …

Du schilderst im Buch auch Szenen von offener Homophobie.
Diese bleiben am ehesten als eine offene Wunde meiner Georgien-Zeit zurück. Ich habe Freundinnen und Freunde gefunden, mit denen ich sehr viel an Interessen geteilt habe – aber in Bezug auf sexuelle Toleranz leben wir auf komplett unterschiedlichen Planeten. Einschneidend

Salome und Ihre Mutter Mariam.

waren auch die Debatten um den georgischen Film *And then they danced*, der von einem Tänzer des Georgischen Nationalballetts und dessen Gefühlen für einen Mittänzer handelt. Der Film konnte nur unter Polizeischutz in den Städten Tiflis und Batumi gezeigt werden, dabei behandelt er das Thema äusserst respektvoll und versöhnlich. Aber er zeigt auf, wie homophob das georgische Kulturgut gehandhabt wird. Aus orthodoxen Kreisen gab es wochenlang Schimpftiraden gegen den Film.

Wäre das ein Grund für dich, solche Länder künftig zu meiden?
Nein, überhaupt nicht. Sondern hinzugehen und mich selber ganz dabei zu haben, inklusive meiner sexuellen Orientierung, und damit die Menschen auch zu konfrontieren. Nicht in dem Sinn, dass ich sie verändern wollte oder könnte – aber kultureller Austausch kann nur dann funktionieren, wenn man sich als ganzen Menschen dabei einbringt. Weder wegzuschauen noch zu verdammen: Das ist kein einfacher Weg.

Umgekehrt hast du offensichtlich ein sehr gastfreundliches Land kennengelernt – was auch nicht immer nur einfach war?
Was mich sehr berührt hat, ist, mit welcher Güte die Menschen in Georgien auf Situationen und andere Menschen reagieren. Es ist mehr als Gastfreundschaft, es ist ein Grundverständnis von Freundschaft und Zusammenleben überhaupt. Das hat mich mit meinem schweizerischen Hintergrund sehr wohltuend durchgerüttelt. Und gelehrt, nicht erstmal darauf zu schauen, was einem an Freiraum abhanden kommen könnte in solchen Begegnungen, sondern was einen bereichert. Ich war immer wieder von neuem beeindruckt, mit welchem Ernst die Menschen ihr Leben leben – auch wenn die gesellschaftlichen Werte mit meinen eigenen teils nicht kompatibel sind.

Ruth Wili: *(Aus)gewandert nach Georgien*. Knesebeck Verlag, München 2020, Fr. 28.90.

Von der Macht und der Macht der Stimme

Die Sängerin Mona Somm über Mobbing am Theater, Schuberts *Winterreise* und das Projekt *Play Schubert.* Von Dieter Langhart

Szene aus der Videoarbeit zur *Winterreise* von Caroline Schenk

Sie mag die Anonymität der Stadt. Seit zwölf Jahren lebt sie in St.Gallen, die Sopranistin Mona Somm: weltgewandt, stimmgewaltig, selbstbewusst. Sie waren drei Mädchen, damals im thurgauischen Wilen, ihre Mutter besucht sie regelmässig noch dort. Selber ist sie Mutter eines zwölfjährigen Sohnes.

«Mona Somm liebt Figuren, die laut, stark und trotzdem verletzlich sind», steht im Programmheft zu *Whistleblowerin/Elektra*, das am 5. November im Zürcher Theater Neumarkt Premiere feierte. Anne-Sophie Mahlers dokumentarisches Stück mit Operngesang bringt den allgegenwärtigen Machtmissbrauch auf die Bühne. Erlitten hat ihn Yasmine Motarjemi bei Nestlé, erlitten hat ihn Elektra in der Antike, erlitten hat ihn auch Mona Somm bei den Tiroler Festspielen in Erl – ihre erste Rolle dort war Richard Strauss' Elektra.

Dann wandte sie sich gemeinsam mit vier Kolleginnen in einem offenen Brief an den Festspielpräsidenten. Darin geht es um Mobbing, öffentliche Blossstellung, Demütigung, Schikane, seelische Gewalt, anhaltenden Machtmissbrauch und sexuelle Belästigung. Im Zentrum: Gründer und Dirigent Gustav Kuhn, genannt «Erlkönig». Mona Somm kennt beides: die Genugtuung der erschaffenen und gesungenen Partien auf der Bühne und die Demütigungen hinter der Bühne, während der Proben.

Das Mass war voll

37 war Mona Somm, als sie Gustav Kuhn kennenlernte. «Da ich mich im Jahr 2011 weigerte, in die Accademia di Montegral einzutreten und einen Vertrag zu unterzeichnen, der mich meines Erachtens wie eine Schülerin behandelte, war der Grundstein für eine komplizierte Arbeitsbeziehung gelegt.» Kuhn habe sie mehr als einmal als seinen «schwierigsten Fall» bezeichnet – auch öffentlich. Weil sie rebellisch war? Die Sängerin hat vieles erduldet, aber sie sagt: «Der Krug geht zum Brunnen, bis er bricht.»

Im Herbst 2017 fand sie endlich den Mut auszusteigen. Eine intransparente Situation führte zum Eklat. «Das Mass war voll», sagt sie. «Eine grosse Enttäuschung in einer schwierigen Situation führte dazu, dass ich unter den gegebenen Umständen nicht mehr für das Festival singen wollte – der offene Brief folgte ein halbes Jahr darauf.»

Café der Bibliothek in der Hauptpost, ihr Chai steht auf dem Tisch. «Das Thema ist längst nicht vom Tisch», sagt Mona Somm, das schwarze Haar zu einer wilden Geste hochgesteckt, jetzt geht es um die Gegenwart. Die Sopranistin verweist auf zwei Gesprächsrunden nach Vorstellungen des Stücks *Whistleblowerin/Elektra* im Theater am Neumarkt in Zürich. Sie spricht von Powerplay, und Übergriffen; von geschenktem und entzogenem Vertrauen; vom Aufbauen und Fallenlassen. «Ich sang in Erl sieben Spielzeiten die schwierigsten Rollen, dann brach mir der Boden weg.»

Mona Somm musste das alles erst einmal sacken lassen nach Monaten der Enttäuschung. «Ich bin musikalisch, umgänglich, eine gute Teamplayerin, ich bin loyal und diszipliniert. Auf der Bühne, beim Vorsingen muss man von sich sich überzeugt sein, die Agenten und Intendanten wollen keine Zweifel spüren.»

Mona Somm geriet in eine Krise, konnte erst nicht loslassen, musste sich fangen, ihren Selbstwert definieren. «Man denkt, es sollte in der Opernwelt Respekt dafür geben,

Mona Somm (Bild: Edouard Olszewski)

dass man selbstbestimmt ist, mutig und aufrichtig, aber so war es nicht.» Vielmehr herrsche im Operngeschäft Business as usual. «Durch ein Outing wird man noch viel angreifbarer.»

Rückhalt geben ihr die Kolleginnen und Mitstreiterinnen des offenen Briefes, Familie und Freunde. Hat der offene Brief und ihr Rückzug etwas verändert? «Ja, ich bin freier und entspannter geworden», sagt Mona Somm, «aber keinesfalls bitter.» Sie war zwei Jahre ohne Arbeit, vernetzte sich und schuf ein eigenes Projekt: «Ich brauchte etwas, das mich rausholt.»

Unorthodox mit Schubert

«Als ich Schuberts *Winterreise* entdeckte, war ich fasziniert von der Emotionalität der Komposition. Das Werk hat mich sehr bewegt, und nach und nach näherte ich mich der komplexen Musik.» Sie spricht von einer grossen Herausforderung: «Die *Winterreise* ist ein Meisterwerk, das höchste Ansprüche an die beiden Interpret*innen, an Stimme und Klavier stellt.» Sie hatte genügend Zeit dank eines Einsatzprogrammes des Bundes im Kulturmarkt Zürich, und unter anderem galt ein Kursteil der Lancierung von Projekten. «Ich fühlte mich sehr motiviert. Aus früheren Jahren kannte ich die Form der Projektlancierung: selbständig, selbstbestimmt, verbunden mit viel Arbeitsstunden und Verantwortung.»

Als erstes stellte sich Somm die Frage: Wie Schubert musikalisch umsetzen, damit der Publikumsradius sich erweitern kann? «Ich überlegte mir gleich zu Beginn, den Zyklus mit einem neuen, andersartigen Instrumentarium zu besetzen; auch Kinder, Chöre, Laien sollten die Lieder singen. Die musikalische Sprache des Romantikers Schubert sollte kaum angetastet werden, nur die Farben sollen sich erneuern.» Mona Somm stellte sich Arrangements aus verschiedenen Sparten wie Klassik, Chanson, Elektro-Pop und alle Arten von Instrumenten vor. «Unorthodox und wild sollte es werden, doch die Idee hätte den personellen Rahmen gesprengt.»

In Jacques Erlanger fand sie einen gut vernetzten Kulturmanager und Projektleiter aus der Region St.Gallen. Und er war es auch, der ihr zu einem «richtigen Bruch» riet. Denn Mona Somms Ziel war es vor allem, die Jugend anzusprechen. Schon zu Beginn stand die Idee einer visuellen Umsetzung im Raum, die die Musik auf einer zusätzlichen Ebene zeitgemäss darstellt. «Ich holte die Videoperformerin Caroline Schenk ins Boot. Wir kannten uns aus einem ehemaligen Atelieraufenthalt an der Cité des Arts in Paris. Und Erlanger kannte Valentin Baumgartner und seine Urban Band *Extrafish*.»

Es entstand in einem langen Prozess das Projekt *PlaySchubert.* Der Untertitel bringe es auf den Punkt, sagt Somm: «Popconcert @ Installation». Videoperformerin Caroline Schenk habe ihre eigene, ganz persönliche *Winterreise* geschaffen. «Sie macht aus dem Wanderer eine Wandererin und transformiert die düsteren und schweren Textinhalte von Wilhelm Müller in eine heutige, sensible und humorvolle Sprache um. Untermalt wird die Arbeit mit den von Mona Somm und Pianistin Ute Gareis eingespielten Soundtracks nach den Originalkompositionen Schuberts.» Der «Bruch», der alles auf eine neue, eine jugendliche Ebene hebe, sei die Musik, die Valentin Baumgartner komponiert hat.

Krähe lies mir Kafka

Mona Somm zitiert Komponist Baumgartner zu seinem von Franz Schubert inspirierten Album *Krähe, lies mir Kafka*: «Zugedröhnt im Rausch der Arbeit, des Konsums und der Grossstadthektik entsteht ein Kontrollwahn über die Emotionen des Neuzeit-Wanderers. Ich übersetze Schuberts *Winterreise* aus der Klassik in eine zeitgenössische Sprache zwischen Pop-, Urban- und Kunstmusik.» In einem Satz: «Wir zelebrieren dubbige, trippige Popmusik im Dadagewand.» Die Idee dahinter sei so schlicht wie bestechend, sagt Mona Somm: «die jungen Hörer einzuladen, durch die Installation und Performance-Videos Schuberts Original kennenzulernen.»

Nur 50 Hörerinnen und Hörer pro Konzertvorstellung sind aktuell erlaubt – an der Premiere im Kult-X Kreuzlingen war eine ganze Schulklasse dabei, machte bei der Fragerunde mit. Zum Projekt gehören auch Workshops zu Musik, Video/Performance und Literatur, zu finden auf dem Kulturvermittlungsportal kklick.ch.

Somm sagt: «Einer zweiten Sekundarklasse erzählte ich morgens um halb acht in meinem Gesangsworkshop Wissenswertes über das Singen wie auch aus meinem Leben. Wir redeten über Selbstbestimmung, Fleiss und Disziplin ebenso wie über das Scheitern und das Sich-wieder-Aufrichten.» Um halb acht sei es ohnehin für Sängerinnen und Sänger noch zu früh, um ein hohes C zu schmettern.

Was kommt nach Play Schubert? Mona Somm kann sich weitere Projekte vorstellen, die neben der Musik auch etwas zum gesellschaftlichen Leben beitragen. Und: «Auf eine erneute *Walküre* Wagners, ohne Klinken putzen zu müssen, würde ich mich sehr freuen. Jetzt aber sind wir ganz PlaySchubert.»

playschubert.ch

Die Videoinstallation von *PlaySchubert* ist bis 6. Dezember im Zeughaus Teufen zu sehen. Weitere Stationen in der Ostschweiz: 17. Dezember bis 3. Januar, Lokremise St.Gallen, 29. Januar bis 7. Februar, Hof zu Wil, 25. Februar bis 6. März, Remise Chur, 30. April bis 12. Mai Talhof/GBS St.Gallen.

Mit der Heimat ging auch die Kindheit verloren

Fluchtgeschichten aus hundert Jahren erzählt ein neues Buch von Martin Arnold und Urs Fitze. *Kinder auf der Flucht* gibt jenen eine Stimme, die das Schicksal an einen Ort verschlagen hat, wo niemand auf sie wartete.
Von Eva Bachmann

Allein im Jahr 2018 sind nach Angaben von Unicef weltweit zehn Millionen Minderjährige aus einem Konfliktgebiet geflohen. Die meisten ins angrenzende Ausland. Nur wenige schaffen es nach Europa. Von den 660'000 Asylsuchenden (2018) in den Staaten der EU, der Schweiz, Liechtenstein, Norwegen und Island war ein knappes Drittel minderjährig, zehn Prozent davon sind unbegleitet.

Das sind eindrückliche Zahlen. Dahinter verbergen sich Schicksale. Flucht markiert meist das Ende der Kindheit: Sorgloses Spiel und der Aufbau von stabilen sozialen Beziehungen sind nicht mehr möglich, die Schulbildung stoppt. Stattdessen übernehmen Kinder und Jugendliche Verantwortung für Grundbedürfnisse wie Essen, Kleidung, Unterkunft und werden damit vorzeitig erwachsen.

Fluchtgeschichten damals und heute

«Geflüchtete Kinder haben alle einen mehr oder weniger langen Abschnitt der Kindheit hinter sich, der glücklicher hätte verlaufen können», schreiben Martin Arnold und Urs Fitze vom Pressebüro Seegrund in St.Gallen im Vorwort. Ihr Buch liest sich wie ein Nachtrag zum Novemberheft von Saiten. Die Autoren tragen nicht nur Fakten zusammen, sondern sie geben den Geflüchteten auch eine Stimme: In zahlreichen Porträts erzählen sie ihre ganz konkreten Geschichten.

> Ivan Lefkovits, Jahrgang 1937, kam als Siebenjähriger mit seiner Mutter ins Konzentrationslager Bergen-Belsen. Später hat er in der Tschechoslowakei Medizin studiert und in Basel als Immunologe Karriere gemacht. Über seine Kindheit hat er nie gesprochen, «ich wollte kein Mitleid, gerade in beruflichen Dingen nicht. Meine Leistungen sollten zählen». Erst spät schrieb er seine Lebensgeschichte auf.
>
> Vanja Crnojević war zwölf, als sie mit ihrer Familie in den 90er-Jahren aus Bosnien in die Schweiz floh. Sie fühlte sich hier stets fremd, aber auch in Bosnien nicht mehr heimisch. 2015 sah die Reiseleiterin das Elend der Flüchtlingstrecks, erschrak aber auch über die Fremdenfeindlichkeit auf dem Balkan. Sie begann, entlang von Fluchtrouten kleine «sichere Häfen» wie ein Kinderheim in Serbien aufzubauen – «damit diese Jugendlichen ihre Würde nicht verlieren».
>
> Fathia Suleiman, 19, durfte in Somalia nicht mehr zur Schule und sollte zwangsverheiratet werden. Ihre Mutter ermöglichte ihr die Flucht. In der Schweiz packte Fathia ihre Chance, lernte schnell, schloss eine Lehre als Assistentin für Gesundheit und Soziales ab und hat angefangen, Kleider zu entwerfen. Ihr altes Leben ist noch präsent: Sie telefoniert viel mit ihrer Mutter, lebt den Islam und hat 2019 in Addis Abeba ihren äthiopischen Freund Mohammed geheiratet.

Die drei Beispiele illustrieren das weite Spektrum des Buchs: die historische Dimension, die Perspektive der Helfenden an den Brennpunkten und die Geschichten jener, die angekommen sind und einen Weg in unser Konzept von «Integration» finden müssen.

Aufpäppeln und weiterschicken

Das Buch setzt mit dem Ersten Weltkrieg ein. Dieser Blick zurück ist lohnend, weil sich damit zwei grosse Linien erkennen lassen, die bis heute Gültigkeit haben: einerseits die sogenannte «Liebestätigkeit» von Schweizerinnen und Schweizern gegenüber Kriegsflüchtlingen – was auch zu zahlreichen, heute kritisch beurteilten Adoptionen führte. Andererseits ein System, das man salopp als «aufpäppeln und weiterschicken» bezeichnen könnte. Die Schweiz hat zwar immer wieder Kinder aufgenommen, diesen aber oft das definitive Bleiberecht verwehrt.

Nach den beiden historischen Kapiteln bewegt sich das Buch entlang eines heutigen Fluchtwegs: Es geht um provisorische Lager, um Ankunft und Integration in der Schweiz, um Sans-Papiers und schliesslich auch um jene, die Jahre später nach ihren Wurzeln suchen. Besonders interessant sind die Reportage aus den Flüchtlingslagern im Libanon sowie die Recherche zu den Zuständen in Sizilien, wo Kinderflüchtlinge zum Geschäftsmodell geworden sind. Hier ist das Buch sehr nah am Geschehen und vermittelt Einblicke und Zusammenhänge, die man so noch nicht lesen konnte.

Kindheit lässt sich nicht nachholen

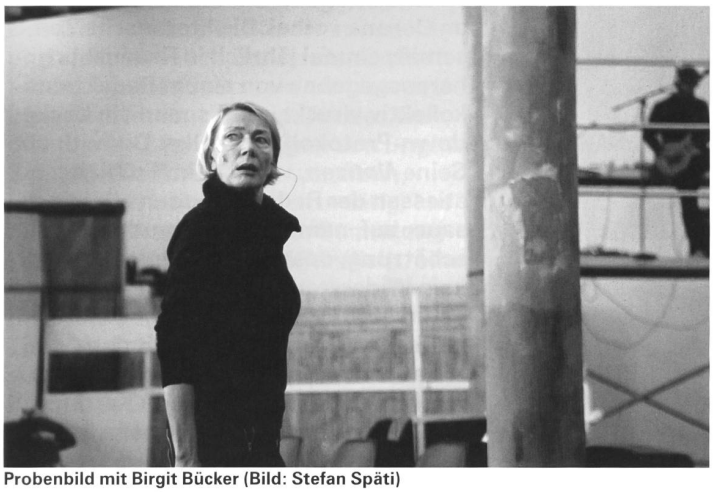
Das Nachwort des Buchs ist betitelt mit: «Wir brauchen eine neue Asylpolitik». Die Autoren beziehen nicht erst hier Position. Schon frühere Kapitel sind über das journalistische Berichten hinaus auch kommentierend. So wird zum Beispiel gefordert: «Die Behörden und die Gesellschaft sollten alles unternehmen, um die Versehrungen zu lindern. Die Geflüchteten haben ein Recht darauf.»

Martin Arnold und Urs Fitze wollen Partei nehmen. Ihr Buch *Kinder auf der Flucht* setzt sich für jene ein, die nicht nur ihre Heimat verloren haben, sondern auch einen Lebensabschnitt, ihre Kindheit. «Das lässt sich nicht rückgängig machen. Aber wir können einen Beitrag dazu leisten, dass in der Gegenwart ihre Wunden heilen und die Chancen für ihre Zukunft intakt sind.»

Martin Arnold, Urs Fitze: *Kinder auf der Flucht. Humanitäre Hilfe und Integration in der Schweiz vom Ersten Weltkrieg bis heute.* Rotpunktverlag, Zürich 2020. Fr. 34.–

Wenn der Fluss verschwindet

Das Theater St.Gallen spielt ab Dezember in der Lokremise *Die lächerliche Finsternis* von Wolfram Lotz – ein Trip in die eigene Fremde mit Kopfhörern. Von Peter Surber



Probenbild mit Birgit Bücker (Bild: Stefan Späti)

Auf Seite 45 im Stücktext kommt die Regieanweisung, unvermittelt: «Irgendwas ist hier zu hören. (Aber ich weiss nicht, was es ist.)» Das ist typisch Lotz: In den Texten des deutschen Bühnenautors passiert ständig Unerklärliches, scheinbar Unpassendes. Theater ist für Lotz ein «Möglichkeitsraum». Was alle möglichen Un-Möglichkeitsräume mit einschliesst.

Das ist wohl mit ein Grund, weshalb Jonas Knecht, der St.Galler Schauspieldirektor, Wolfram Lotz seinen «absoluten Lieblingsautor» nennt und jetzt, knapp zwei Jahre nach *Einige Nachrichten an das All*, erneut auf die Bühne bringt. Lotz gelinge es, die ungeheuerlichsten szenischen «Behauptungen» in den Raum zu stellen, als wären sie das Normalste der Welt – und dies «mit einem unglaublichen Charme und grosser Liebe zu all seinen Figuren». Und dann kombiniere er das Befremdliche mit dem Banalsten, aus dem Alltag Gegriffenen. «Hintertürli-Technik» nennt es Jonas Knecht im Gespräch: «Mit solchen Einsprengseln schafft es Lotz, dass seine Texte sehr direkt mit uns zu tun haben.»

Paddeln auf dem Hindukusch

In der *Lächerlichen Finsternis* ist schon die Ausgangslage verrückt: Zwei deutsche Bundeswehrsoldaten, Hauptfeldweibel Pellner und Unteroffizier Dorsch, fahren mit einem Schiff den Hindukusch hinauf, der hier kurzerhand kein Gebirge, sondern ein Fluss in den «Regenwäldern Afghanistans» ist. Ihr Auftrag: den verschollenen, wahnsinnig gewordenen Oberstleutnant Deutinger aufzuspüren und zu liquidieren.

Auf der Fahrt begegnen sie unter anderem einem «Eingeborenen» in einem Kanu, mit Namen Bojan Stojkovic, ein Händler, der von Spirellinudeln und lactosefreiem Ziegenkäse bis zu Luftmatratzen und Kleintierstreu alles feilbietet. Alltagsdinge wie im Migrosregal mitten im Hindukusch? Jugoslawien in Afghanistan? So geht es ständig, das Spiel mit Irritationen, Bezügen, falschen oder richtigen Fährten, Verschiebungen und Brüchen. Bis zum Punkt, da der Regenwald immer näher kommt, fremdartige Tiere schreien, der Fluss verschwindet oder doch nicht – und ein somalischer Pirat namens Tofdah auftaucht, aus dem Nichts oder vielmehr: aus dem Prolog zum Stück.

Dieser Prolog ist seinerseits ein wunderlicher Text: die Verteidigungsrede des Piraten Ultimo Michael Pussi. Er erklärt vor einem Hamburger Gericht, wie die europäischen Fisch-Grossmächte mit ihren Frachtern das Meer vor Somalia leergefischt und ihn und seinen Freund Tofdah so in die Piraterie getrieben hätten.

Auch in diesen kolonialismuskritischen Monolog bricht immer wieder Befremdliches und Verqueres hinein. Samt Anspielungen an Joseph Conrads Kongo-Roman *Herz der Finsternis*, Francis Ford Coppolas Film *Apocalypse Now* oder Werner Herzog Amazonas-Film *Aguirre oder Der Zorn Gottes*.

Für Dramaturg Stefan Späti erinnern die Szenerien und Brüche im Stück an Traumsequenzen; der Text kippe ständig, von melancholisch zu beissend-ironisch, von scheinbar harmlos zu bitterbös. Lotz-Stücke, ergänzt Jonas Knecht, seien politisch, aber nie moralisch mit erhobenem Zeigefinger. Seine Figuren versuchten vielmehr, «die extrem undurchdringliche, komplizierte Welt, in der wir leben, irgendwie zu verstehen. Und im Prozess des Verstehens kommen sie sich und uns abhanden.»

Hören statt «Theäterle»

All dies dürfte ein gefundenes Fressen für Regieideen sein – und auf solche setzt Lotz in seinem 2013 uraufgeführten, als Hörspiel verfassten Stück *Die lächerliche Finsternis* ausdrücklich: «Veränderungen in der Dramaturgie, Streichungen, das Einfügen von Fremdtexten o. Ä. in grösserem Masse ist daher nicht nur erlaubt, sondern ratsam», heisst es im Vorspann.

Knecht und sein Team greifen vor allem in einer Hinsicht entscheidend ein: Das Publikum wird Kopfhörer tragen und weite Teile des Texts so aus nächster Nähe mitbekommen. Dadurch erhalte die Lotz'sche Sprache zusätzliches Gewicht, und die Technik erlaube es den Spielerinnen und Spielern, so intim und subtil zu sprechen, wie dies auf der Bühne sonst nie möglich ist. Stimmqualitäten hätten auch den Ausschlag gegeben, dass die drei Soldaten von Frauen gesprochen werden, von Birgit Bücker, Anna Blumer und Anja Tobler. Zwei Live-Musiker und ein Sound-Designer ergänzen das Schauspielensemble.

Ein «szenisches Konzert» nennen Knecht und Späti die Produktion. Das szenische Geschehen soll dabei möglichst knapp gehalten werden. Die teils grotesken Begegnungen und Dialoge könnten zum «Theäterle» verleiten, sagt Knecht, aber sein Ziel sei das genaue Gegenteil: eine Schule des Hörens, weg von der Fixierung auf Bühnen-Bilder und hin zu den eigenen Bildern im Kopf. Die werden sich im «Regenwald» von Afghanistan wie von selber einstellen, selbst bei Geräuschen, von denen nicht einmal der Autor weiss, was es ist.

theatersg.ch

Die lächerliche Finsternis: 9. Dezember (Premiere), Lokremise St.Gallen

Sonntage in Rot-Weiss

Das Henry-Dunant-Museum Heiden hat kurzfristig eine Ausstellung mit Bildern der aktuellen Proteste von elf belarussischen Fotografinnen auf die Beine gestellt. Von Roman Hertler

Der belarussische Polizist, Teil der gefürchteten OMON-Truppen, schliesst die Augen vor dem, was die Protestierende ihm zeigt. (Bild: Violetta Savchits)

«Wofür sind wir, in unserer Sicherheit, denn sonst da?», lautet Nadine Schneiders rhetorische Frage. Die Co-Leiterin des Henry-Dunant-Museums in Heiden spricht am Telefon von einem Spontanentscheid. Eines Abends um 22 Uhr habe sie ein alter Bekannter, der Direktor des Festivals «The Month of Photography in Minsk», angerufen. Man müsse unbedingt etwas machen, die Fotojournalisten und vor allem auch -journalistinnen haben es derzeit besonders schwer in Belarus. Die Kontakte in Berlin hatten wegen der Kurzfristigkeit abgesagt. Kurzerhand entschloss sich Schneider, im «Dunant Plaza» im Haus Krone die Installation «Belarusian Sundays in Red and White» einzurichten.

Zu sehen sind Bilder von elf belarussischen Fotografinnen, die das aktuelle Geschehen in der «letzten Diktatur Europas» dokumentieren. Als der langjährige Autokrat Aleksandr Lukaschenko am 9. August 2020 seine sechste Amtszeit mit angeblich 80-prozentiger Stimmmehrheit ausrief, verwandelten sich die belarussischen Städte in rot-weisse Fahnenmeere und Protestlandschaften. Der meist friedliche Ungehorsam hält an, ebenso die Polizeigewalt. Montags gehen die Pensionierten auf die Strasse, samstags die Frauen und sonntags alle zusammen.

Besonders Frauen prägen die Proteste in Belarus. Das soll sich auch in der Sonderausstellung im Dunant Plaza widerspiegeln. Nicht nur die effektvollen Protestbilder sind da zu sehen, sondern auch sensible, stille Portraits. Etwa jene von Kseniya Halubovich, die mit ihrem Projekt zeigen möchte, wer die Frauen sind, die mit Blumen statt Steinen für demokratische Grundrechte einstehen. Bilder, die von Verletzlichkeit und Verzweiflung, von Mut und Zuversicht zeugen, heisst es in der Ankündigung. Bilder von grosser Dringlichkeit aus einem Land, aus dem in der Regel nicht viele Bilder nach Westeuropa gelangen.

dunant-museum.ch

Belarusian Sundays in Red and White: bis 13. Dezember, Dunant Plaza, Heiden

Der «fremde Blick»

Auch der «Mauerläufer» kommt nicht an Corona vorbei. Die literarische Zeitschrift, einmal jährlich in Ravensburg herausgegeben von einem Redaktionskollektiv, druckt im Abspann ein Lockdown-Protokoll von Volker Demuth ab. Seine *Notizen*, verfasst im Frühjahr, stiessen der Redaktion dann allerdings sauer auf, namentlich Demuths Einschätzung, dass sich in Deutschland kein Widerstand rege gegen die «stärksten Einschränkungen von freiheitlichen Grundrechten seit dem Hitlerismus». In einem Nachwort zum Nachwort stellte Redaktorin Katrin Seglitz klar, dass diese Aussage inzwischen «rechts überholt» worden sei – abgedruckt bleibt der Text aber dennoch.

Das Titelthema packt, allein schon mit dem Bild eines «farbigen Jungen» auf dem Cover, fotografiert vor mehr als hundert Jahren: Unter dem Titel «Der fremde Blick» versammelt es Beiträge von heimischen und zugezogenen Autorinnen und Autoren rund um den Bodensee. Der fremde Blick gilt zum Beispiel der Seegfrörni, 1963 erlebt vom jungen Gastarbeiter Sinan Gudžević aus Zagreb. Er findet sich in Simay Alsans Brief von St.Gallen nach Istanbul oder in Stefan Kellers umwerfender Kolumne *Afrikaforscher*, die auch schon in Saiten zu lesen war.

Den heimischen Blick steuert unter anderen Dialektforscher Hanspeter Wieland bei; er bedauert den Verlust der Betonungs- und Vokalnuancen des Alemannischen als Folge der linguistischen Globalisierung, die auch vor dem Bodensee nicht Halt macht. Gabriele Meseth erlebte die umgekehrte Be-Fremdung als junge Frau, als Gast in Sierra Leone – ins *Schwarz-Weiss*, so der Titel ihres Texts, mischen sich rasch postkoloniale Grau- und Zwischentöne.

Der fremde Blick, schreibt Mitherausgeber Jochen Kelter im Vorwort, habe die Qualität, das «normalerweise so nicht Gesehene und Erlebte» sichtbar zu machen. Dass auch der eigene Blick das Zeug dazu hat, Dinge zu verändern, wenn er Befremdung zulässt: Das passiert der alten Posthalterin Berta in der Geschichte *Für immer hier* von Ruth Erat. Eines Tages sagt Berta, die immer für alle da war, zu sich und ihrem Mann: «Es ist nun aber genug.» Und geht. (Su.)

Mauerläufer 2020, Fr. 16.– mauerlaeufer.org

Nachtkälber, Wolkenpferde

Der Gedichtband *Aller Liebe eigen* von Brigitte Schmid-Gugler. Von Peter Surber

«Es kann aus jeder Richtung kommen»: Das ist ein Satz, der Räume aufmacht und vielleicht auch Unannehmlichkeiten ankündigt. Der Satz steht als Übertitel über dem letzten, vierten Teil des Gedichtbands *Aller Liebe eigen* von Brigitte Schmid. Die St.Galler Journalistin, lange Jahre beim «Tagblatt» tätig, hat bisher unter anderem eine Sammlung *Wahre Geschichten* veröffentlicht, eine Biografie des St.Galler Domkapellmeisters Johannes Fuchs unter dem Titel *Die Fuchsens* oder eine Spurensuche rund um eine Skulptur im Toggenburg, *Das Geheimnis der Heie*. Jetzt tritt sie erstmals als Lyrikerin hervor.

Der neue Spielraum ist, insbesondere in diesem vierten Teil, auch ein Wortspiel-Raum. «Die Baumwipfel / treibens / mit den Wolken // Ein Flirt / von schleierhaftem Charme» heisst einer der listigen Verse, ein anderer sieht in «Heucheln und Meucheln» heimliche Verwandte. Jemand fragt, «ob es in Herzkammern / gemütliche Ecken gibt / fürs Stricken von Wollsocken», oder man lernt ungeahnte Künste wie «Scheinnähte hexenstickeln», «Südtangenten bereisen» und «Stoppelfelder anhimmeln». Was Brigitte Schmid hier anrichtet, ist mit dem Titel eines weiteren Gedichts: «Wortgemachtes».

Ihre Wortfantasie macht auch vor den lieben Mitmenschen nicht halt. «Runterputzer» oder «Heimlichtuer» kommen an die Reihe, «Lümmeltüten» oder «Versprecher ihrer selbst», «Sternenstanzer», «Eckenschneider», «Querstreicher» und andere «Aberzähler», «Irrlichter» oder solche, denen schlicht «ihr Dasein peinlich» ist. Manchmal fühlt man sich, nicht unfreundlich, aber mit scharfem Blick mitgemeint.

Im Kapitel davor knicken Einzeiler ein – jeweils das letzte Wort fällt vertikal hinunter, mein Favorit sind die «Tage wie Eselsohren, umgeknickt am Blattrand», die der Abteilung auch den Titel geben. Je weiter vorn im Buch man dann ist, desto anspielungsreicher und vertrackter sind die Bilder, noch verstärkt durch Schmids Flair für Wortraritäten wie «zirbengrüne» Bäume, «Hundsrosenfrüchte», «Flidhais» oder «Equiden»; Fremdlinge, auf die man sich beim Lesen einlassen und für die man eigene Kopfinnenbilder finden müsse, wie es im Vorwort heisst.

Durch die Gedichte spuken mystische Wesen, archaische Gestalten, düstere oder «mild gestimmte» Geister, die «scheinheiligen Engel», die «nach verdrifteter Saat» jagen, die «neunäugige Agathe», «Nachtkälber» und «Wolkenpferde» und «Fichtenschlängler»: All das findet man im «Tarngebirge» dieser Lyrik. Eine Türe öffnet sich ins «Nimmerbare», anderswo blüht eine «Nimmerblume», jemand will «des Andern Tier sein».

Lyrik sei Literatur zum «Kauen», schreibt Rainer Stöckli, der die Arbeit an den Texten begleitet und das Vorwort geschrieben hat – und hebt den Reichtum an «Sprachgebärden» hervor, dazwischen aber auch die Leichtigkeit wie ein Augenaufschlag. Es ist eine sprachmächtige und bildstarke, auch rätselhafte Gegend, in die uns Brigitte Schmids Gedichte mitnehmen. Kostbar wie ein «Traumflaummond» oder andere nächtliche Fundstücke:

Und bring mir

Was Klitzekleines aus deinen Träumen mit
legs in die Apfelhurde oder
daneben zu den Rinden

Sacht gewickelt
in Seidenpapier
denn wer weiss
wie zerbrechlich es ist

Brigitte Schmid-Gugler: *Aller Liebe eigen*, Gedichte, Klaus Isele Editor, Eggingen 2020, Fr. 34.90

Tiefgründig im Duo

Stefan Baumann und Goran Kovacevic. (Bild: pd)

Es fängt mit motorartigem Cello-Grummeln an, dazwischen schrille Akkordeon-Pfiffe – unversehens wird aus den Geräuschen Musik, ein lüpfiger Fetzen von Tanz auf Tasten und Saiten, rasch wieder vorbei und abgelöst von verlorenen Tönen, die einander und eine Melodie zu suchen scheinen. Bis sich daraus doch ein Stück herausschält: der populäre Innerrhoder Anna Koch-Jodel und ein daran angehängter kurzer Walzer.

Im Beinah-Nichts und aus der Improvisation beginnt das Album mit dem Titel *TWOgether*. Zusammen kommt in der Tat einiges, wenn sich zwei mit allen Wassern gewaschene Musiker wie Stefan Baumann und Goran Kovacevic zusammentun: geballte Ladungen Spielwitz, Virtuosität und Improvisationslust. Die beiden kennen sich aus verschiedenen Formationen seit langem und haben sich vor rund einem Jahr zum Duo zusammengetan. Kurz nach dem Projektstart kam Corona – jetzt im Dezember folgt Start Nummer zwei, mit CD-Taufe in Hundwil und einer Konzerttournee.

Neben Traditionellem aus dem Appenzellerland und Osteuropa nehmen Klassikbearbeitungen einen beträchtlichen Platz ein. Bachs *Adagio* aus der Gambensonate BWV 1029 oder der legendäre Schwan aus Saint-Saëns' *Karneval der Tiere*, Highlights des Cello-Repertoires, kommen wie erstmals gehört daher. Daneben wird Ernest Bloch, der schweizerisch-amerikanische Komponist mit Flair für Melodien aus der jüdischen Folklore und Liturgie, verdienstvollerweise dem Vergessen entrissen. Und ganz weg schmilzt man mit John Dowlands

Flow my Tears – im Original für Laute, hier vom Duo inspiriert verdichtet.

Die beiden Instrumente (und ihre Spieler) haben einen Hang zum Melancholischen, der auch im armenischen Wiegenlied *Erzurumi Shoror* zum Ausdruck kommt. Dass sie auch wilder können, hört man in *Happy*, einer swingenden Eigenkomposition Baumanns, und in Kovacevics *Blue Eyes*. Aber insgesamt zieht sich durch *TWOgether* eine nachdenkliche, tiefgründige Stimmung, zurückgenommen, hörend aufeinander bezogen, nie bloss virtuos auftrumpfend. Musik als intensiver Dialog gleichberechtigter Partner – damit macht das Duo seinem Namen alle Ehre. (Su.)

TWOgether live: 6. Dezember, Evang. Kirche Teufen, 17. und 19. Dezember, Bären Hundwil (CD-Taufe), 18. Dezember, Löwenarena Sommeri, 9. Januar, Stickerei Heiden

stefanbaumann.ch

Jakov verstummt

Urs Faes erzählt in seinem neuen Roman *Untertags* die Geschichte einer Demenzerkrankung.
Von Jochen Kelter

Eine Frau und ein Mann, beide in fortgeschrittenem Alter, lernen sich auf dem Frankfurter Flughafen kennen, sie verbringen eine halbe Stunde im Gespräch, bevor sie davonfliegen: sie, die Schweizerin mit dem so deutschen Namen Herta, zurück nach Zürich, er, Amerikaner, nach Wyoming in die Rocky Mountains. Aber er verspricht, sie zu besuchen. Und hält tatsächlich Wort. Steht da mit seinem alten Seesack vor der Tür ihres Hauses am Zürichsee.

Bei diesem Anfang mag man sich fragen, ob einer da wirklich realistisch erzählt. Ist das nicht etwas forciert, überspannt, vielleicht sogar kitschig?

Zweisamkeit auf Zeit

Aber die einfühlsame, behutsame Erzählweise überzeugt schon bald. So ist es halt: Da beschliessen zwei, den Rest, die zweite Hälfte ihres Lebens, miteinander zu verbringen. Und Jakov mit Seesack, Stiefeln und Cowboyhut erweist sich als eher untypischer Mann des Westens, er ist Nachfahre aus Ostpreussen eingewanderter Juden, spricht neben dem Amerikanisch seiner Heimat ein altväterliches Deutsch, das zu seiner ausgesuchten Höflichkeit und seinen altmodischen, ganz und gar nicht amerikanischen Manieren passt.

Sie führt eher ein Durchschnittsleben mit zwei Töchtern, von ihrem Mann für eine Jüngere verlassen und in Teilzeit tätig. Er dagegen hat seinen Betrieb verkauft und lebt vom Geld, das er angelegt hat und darüber genau Buch führt. Zahlen sind seine Welt (er vermisst und notiert auch sonst allerlei), nicht Worte. Sie wandern und reisen gemeinsam in die südlichen Berge, besuchen auch seine raue amerikanische Heimat, gehen aus – etwa ans Zürcher Sechseläuten (womit der Autor ganz beiläufig ein weiteres Klischee unterläuft).

Irgendwann wird Jakov vergesslich, leicht verwirrt, verpasst Verabredungen, versorgt Dinge an gänzlich falschen Orten. Von einer Reise zu seiner Hütte im Bergell, die er einmal im Jahr stets allein unternommen hat, kehrt er bereits am folgenden Tag verwirrt zurück. Die Hütte war ihm plötzlich fremd erschienen, die Autofahrt anstrengend und beschwerlich. Die Konsultation eines Arztes, die Herta für sich schon vorher angeraten gefunden hatte, wird unumgänglich.

Es beginnt die Odyssee der Spezialisten, Untersuchungen, Kliniken und Tagesheime, die Jakov mental und psychisch überfordern. Er leidet unter Demenz, die nicht aufzuhalten ist, lediglich verlangsamt werden kann. Er findet Namen und Wörter nicht mehr, mit denen er Dinge bezeichnen konnte, lächelt noch, kann aber auch mürrisch und verschlossen sein. Er verirrt sich, kann das Auto nicht mehr selber fahren. Der Verfall nimmt seinen Lauf. Der dramatischste Aspekt ist der Verlust der Sprache. Jakov verstummt.

Unspektakulär erzählt

«Unter Tage» oder «Im Verlauf des Tags»: Beide Assoziationsmöglichkeiten des Titels von Urs Faes' neuem Roman lassen sich auf die Erzählung anwenden. Der Roman beginnt mit dem Ende, an dem Herta seine sterblichen Überreste in zwei Urnen gibt. Die eine ist für den Platz unter seinem Baum am Hang bestimmt, die andere wird unter strengem Geleitschutz in die USA zu seinen Kindern gebracht, die alles, was ihrem Vater gehört hat, zurückverlangen, auch die alte Standuhr, die sein Grossvater aus Ostpreussen übers Meer mitgebracht hatte.

Herta und ihre Töchter öffnen zum Schluss einen Umschlag mit der Aufschrift «Virginie». «Inie» hatte Jakov zuletzt stets gemurmelt. Es könnte sein, so legen die Dokumente und alten Fotos nahe, dass Jakov sich in die viel jüngere zweite Frau seines Vaters verliebt, vielleicht sogar ein Kind mit ihr hatte, sich mit seinem Vater überwarf, fortzog und seine eigene Firma gründete. Herta leidet unter der Vorstellung, «Inie» sei vielleicht Jakovs einzige grosse Liebe gewesen. Völlig erhellen lässt sich die Vergangenheit indessen nicht.

Und das tut dem ruhigen, mitfühlenden, auf alle Sensation und Dramatik verzichtenden Duktus des Romans gut, der eindrücklich beweist, dass auch ein unspektakuläres, zurückgenommenes Erzählen gute Literatur hervorzubringen vermag. Und dass, nicht zuletzt, unser Leben in unserer Sprache verankert ist.

Urs Faes: *Untertags*. Roman, Suhrkamp Verlag, Frankfurt 2020. Fr. 32.90.

Manches geht zu. Aber anderes geht auf. Zum Beispiel der «POOL. Raum für Kultur». So nennen ANN KATRIN COOPER und TOBIAS SPORI vom Panorama Dance Theater ihren neuen Arbeitsort. Er liegt an der Dürrenmattstrasse 24, Nachbar im gleichen ehemaligen Fabrikgebäude ist das Theater St.Gallen mit seinem Proberaum. «Der POOL bietet Platz für Künstler und Künstlerinnen, Kompanien und Kooperationen», heisst es auf *facebook.com/poolraumfuerkultur/*. Eine Kooperation gibt es bereits mit den Sofalesungen: Am 13. Dezember liest LUKAS MEISEL pandemiebedingt statt in der guten Stube im POOL.

Einige Türen dürften auch für DAVIDE TISATO aufgehen. Der Filmemacher aus Heiden hat im November mit *Carbón* an den Kurzfilmtagen Winterthur den Preis für den besten Schweizer Kurzfilm gewonnen. Die Geschichte zweier Minenarbeiter aus Kuba sei «ein ebenso humorvolles wie intimes Porträt einer lebenslangen Freundschaft, das der Regisseur auf wahrhaft künstlerische Weise einfängt und beleuchtet. Wenn er Licht auf die rauchige Dunkelheit wirft, dann ist das pures Kino», heisst es im Jurybericht. Eine andere Arbeit Tisatos, seine aufwühlenden Berichte aus Turin im Lockdown, erschienen auf saiten.ch.

Wenn wir schon bei Preisen sind: Den Goldige Törgge, den Rheintaler Kulturpreis, hat Clownin GARDI HUTTER bekommen. Der Toggenburger Wanderpreis, ein Wanderstock ging vom Fotografen Simon Walther weiter an die Kunsthistorikerin SONJA RÜEGG, seit diesem Jahr Leiterin der Kunsthalle Wil. Und nicht bloss regional, sondern national ganz nach oben geschafft hat es ANNA STERN. Die Rorschacher Autorin hat mit ihrem Roman *das alles hier, jetzt* den mit 30'000 Franken dotierten Schweizer Buchpreis gewonnen. Dass Fotograf JIRÍ MAKOVEC einen Förderpreis der St.Gallischen Kulturstiftung erhalten hat, freut uns bei Saiten, wo seine Bilder schon mehrmals zu sehen waren, auch sehr. Makovecs Buch *From … To …*, figuriert zudem unter den schönsten Schweizer Büchern, gestaltet von den Saiten-Grafikern Bänziger und Kasper-Florio.

Türen aufmachen will das Literaturhaus Wyborada in St.Gallen – vorerst zwar ohne eigenes Haus, aber mit neuer Leitung: ANYA SCHUTZBACH ist seit November am Werk. Ein klingender Name: Schutzbach war bei den Verlagen Suhrkamp und Insel in Deutschland tätig, gründete den Verlag weissbooks.w und arbeitete zuletzt beim Zürcher Unionsverlag. Mehr über sie im Januarheft. Dass in Sachen Literaturkritik immer mehr Türen zugehen, dagegen setzt sich die Thurgauer Autorin TABEA STEINER ein. In einer Rede (nachzulesen auf thurgaukultur.ch) kritisiert sie, «dass die Literaturkritik durch Abbau und Klickzahlenkultur entwertet wird». Ein Preis für Literaturkritik, dotiert mit mindestens 20'000 Franken, könnte helfen, Kritiken wieder attraktiv zu machen – und zwar nicht lobhudelnde, sondern «genaue und gewagte» Texte. Noch ein Preis… – aber gut, wenn Dinge und Ideen auf- statt zugehen.

Monatstipps der Magazine aus dem Aargau, Basel, Bern, Liechtenstein, Luzern, Olten, Winterthur und Zug

Programmzeitung
Kultur im Raum Basel

Kommerzielle Spiritualität

Vom Meditationsraum über das Wohnzimmer bis zum Gartenteich – auch in der westlichen Welt ist Buddha omnipräsent. Was macht ihn so faszinierend? Welche Lehren und Praktiken stecken im Buddhismus? Die Ausstellung «Erleuchtet. Die Welt der Buddhas» im Museum der Kulturen Basel stellt den Buddhismus in seiner Vielschichtigkeit dar und räumt dabei mit so manchem Klischee auf.

Erleuchtet. Die Welt der Buddhas
bis 23. Januar, Museum der Kulturen Basel, mkb.ch
Digitorial: erleuchtet.mkb.ch

BKA
BERNER KULTURAGENDA

Nachhaltiges Bauen

Der internationale Architekturpreis Constructive Alps zeichnet Sanierungen und Neubauten im Alpenraum aus, die Herausforderungen des Klimawandels kreativ umsetzten. Die Ausstellung «Constructive Alps. Bauen für das Klima» im Alpinen Museum Schweiz zeigt 17 Gebäude-Porträts, die für nachhaltige Architektur stehen und sorgsam mit Materialien und Landschaft umgehen.

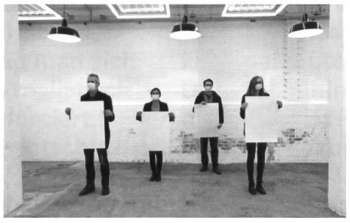
Constructive Alps. Bauen für das Klima
bis 23. Mai, Alpines Museum, Bern, alpinesmuseum.ch, constructivealps.net

KuL

Grosszügige Erbsenprinzessin

Am 6. Dezember findet im TAK in Schaan die Preisverleihung und das Abschlusskonzert der Konzertreihe zur Förderung junger, hochbegabter Musikerinnen und Musiker unter der künstlerischen Leitung von Maestro Graziano Mandozzi statt. Der Preis wird Erbprinzessin Sophie von und zu Liechtenstein verleihen. Die Podium-Teilnehmerinnen und -Teilnehmer präsentieren jeweils ein Werk aus ihrem Wettbewerbsprogramm.

Podium-Konzert Preisverleihung
6. Dezember, 11 Uhr, TAK Schaan, tak.li



041
www.null41.ch

Prekäre Winterkunst

Im Kulturquadrat Schappe stellen rund 20 Krienser Künstlerinnen und Künstler ihre Werke aus – nicht nur der Kunst willen. Die InitiantInnen Felix Schärer, Karyna Herrera, Edward Wright, Helen Eggenschwiler (v. l.) und Carmen Rohrer wollen auf die prekäre Lage aufmerksam machen, in welche die Kunstschaffenden aufgrund der Pandemie gerutscht sind. Gleichzeitig zeigt die Ausstellung die künstlerische Vielfalt der Stadt Kriens.

Winteraktion – Künstler*innen für Künstler*innen
11. bis 13. Dezember, Kulturquadrat Schappe, Kriens, kulturquadrat.ch

Coucou

Gestreamte Weihnachten

Um den möglichen quarantänebedingten Musik-Mankos in der Adventszeit vorzubeugen, hat das Musikkollegium vorgesorgt: Es führt sein Weihnachtskonzert unter der Leitung von Gábor Takács-Nagy als kostenlosen Livestream auf, dessen Klänge somit alle gemütlich bei sich in der warmen Stube geniessen können.

Weihnachtskonzert
19. Dezember, 17 bis 18:30 Uhr, Livestream, musikkollegium.ch

ZugKultur

Fehlender Schnee

Der Schnee war früher richtig tief. Auch im Flachland. Heute kämpfen zahlreiche voralpine Skigebiete ums Überleben. Der Schnee bleibt aus. Die Ausstellung im Museum Burg Zug wirft einen Blick zurück, als der Wintersport in den Voralpen boomte und massenhaft Leute auf die Pisten, Loipen und Schlittelbahnen brachte. Sie nimmt mit dem Klimawandel auch aktuelle Bezüge auf und beleuchtet die Folgen davon.

Schnee war gestern – in den Voralpen
bis 5. April, Museum Burg Zug, burgzug.ch

AAKU
Aargauer Kulturmagazin

Pures Leben

Die Brüder Huber und Huber bespielen das Kunsthaus Zofingen mit einer thematischen Ausstellung zum Thema Wasser. Mit ihrer subversiven Konzeptkunst führen sie den Nestle-Slogan «Pure Live Begins Now» ad absurdum. Das Duo stellt weltliche Versprechungen den biblischen gegenüber und verschränkt die Losungen mit filmischen Zitaten.

huber.huber: Odyssee
bis 14. Februar, Kunsthaus Zofingen, kunsthauszofingen.ch

AUSGEHEN

Kultureller Advent

Der Oltner Kultur-Adventskalender bietet an 23 Abenden eine kulturelle Überraschung vor kleinem Publikum im Kulturzentrum Schützenmatte. Zusätzlich werden die Sternschnuppen zeitgleich per Livestream übertragen. Die 23 Sternschnuppen reichen von BlasArt und Braschler/Fischer über Jachen Wehrli und Shirley Grimes bis Valsecchi & Nater und vielen weiteren Überraschungen.

23 Sternschnuppen
1. bis 23. Dezember, 18:15 bis 18:45 Uhr, Kulturzentrum Schützi, Olten
23sternschnuppen.ch

Mit Saiten zusammen bilden diese eigenständigen Kulturmagazine den «Kulturpool». Mit ihren Regionen bestens vertraut, betreiben die Magazine engagierte Kulturberichterstattung und erreichen gemeinsam 745'066 Leserinnen und Leser. Dank seinem grossen Netzwerk ist der «Kulturpool» die ideale Werbeplattform, wenn es über die Ostschweiz hinausgeht. kulturpool.org